

der von der weihnachtlichen Zeit sagt: „Nimm dir nun Getreide, Getöse, Bohnen, Äpfel, Dörren und Speck, tue alles in ein Faß und mache die Brode daraus ... solde mußt du um jene Zeit essen.“

Sehr weit verbreitet ist die Sage, daß man in der Weihnacht den Bräutigam im Wasser des Flusses, im Spiegel oder am Kreuzweg erblicke. Auch hier ist ein schabener Gedanke in die Sinnlichkeit verkehrt worden. Das Evangelium berichtet von dem himmlischen Bräutigam, zu dem die zehn Jungfrauen um Mitternacht kamen.

Eine von den vielen Weihnachtslegenden ist das Vielesien, durch das man die Zukunft erforschen will. Auch dafür findet man eine christliche Unterlage. Das arabische Apokryph von der Jugend Jesu enthält die Erzählung, daß Jesus an seinem siebenten Geburtstag mit anderen Altersgenossen spielte und aus Ton verschiedene Tiergestalten, Esel, Ochsen, Mägel, dann aber auch verschiedene Gegenstände formte. Er schenkte diese Stücke seinen Spielgenossen, die erst im späteren Leben erkannten, daß ihnen mit diesem Geschenk ein Hinweis auf wichtige Lebensvorgänge gegeben worden war.

Was sagt nicht alles das Salz am Weihnachtsabend! Es hindert den Tod besitzigen, dessen Häufigen einträgt, es löst gegen Krankheit und Ähnliches mehr. Einst war das Salz das Zeichen der Unverweslichkeit und das Symbol des Bundes Gottes mit seinem Volke. „Alle deine Spielgesellen sollst du mit Salz bestreuen, denn in allen deinen Opfern sollst du Salz opfern.“ Da auch in der alten Kirche Salz zur Taufe gebraucht wurde, mißbrauchte es der Aberglauben bald zu gaudeligen Zwecken; denn die obsequöse Weltlichkeit, die ihm durch seinen kirchlichen Charakter zugesprochen wurde, machte es dafür gerade heiligen Raub Ochsen und Esel zur mitternächtigen Stunde geeignet.

In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß in der Nacht die Kräfte fallen. In anderen Gegenden wird wieder behauptet, Däme und Esel konnten in der Weihnachtsnacht sprechen. Die Worte der heiligen Schrift künden: ... und Däme und Esel beteten ihn an. Allmählich hat sich im Volke dann der Glaube herausgebildet, daß die heiden Tiere wirklich Gebete gesprochen haben und daß sie dies von da ab alljährlich zu tun vermöchten. Auch das Stroh ist als Beger des Heilandes gehalten. Darum bestreut man in vielen Bauernhäusern den Fußboden zu Weihnachten mit Stroh oder bindet an die Türschwelle Strohbindel. In Schweden bestreut man bis auf den heutigen Tag zur heiligen Nacht die Stiegen mit Stroh. Ebenso glaubt man, daß das Stroh, das zu Weihnachten in den Stuben lag, später aufs Feld gelegt, reiche Ernte hervorbringe. Auch hier zeigt sich deutlich der Zusammenhang des durch Jesu Geburt begünstigten Strohes zu dem heute noch herrschenden Aberglauben.

Der Glaube, daß in der heiligen Nacht bis zur mitternächtigen Stunde der Teufel sein wildes Wesen treibe, ist darauf zurückzuführen, daß mit der Geburt des Heilandes die Macht des Bösen gebrochen wurde. Demzufolge glaubt man, der erkrankte Teufel verhalte sich kurz vor der Geburtsstunde Jesu eben zu verfahren, zu erschrecken oder zu fliehen, der zu der neuen Wahrheit und dem neuen Glauben hinneige. Christosimus sagt von dem Geburtstage des Heilandes: „Heute ist der Teufel verwirrt, und alle seine Dämonen fliehen.“ Der heilige Augustin jubelt: „Gente, wo alles lauscht, hebt allein der Teufel und alles Teufelske mit ihm.“ Diese frommen Aussprüche waren Ursache, daß der Aberglauben des Volkes dem Teufel in der heiligen Nacht Gestalt gab und ihn an allen Ecken und Enden tödend und tobend auftauchen ließ.

Die vergoldeten Äpfel, die man alljährlich an den Weihnachtsbaum hängt, haben auch eine gut christliche Beziehung. Im Paradiese ging die goldene Frucht des ewigen Lebens verloren, die der Menschheit durch die Geburt des Heilandes wiedergegeben ward. Auf Marienbildern wird das Jesusskind häufig mit einem Apfel in der Hand abgebildet. Wer kennt nicht den Brauch, am heiligen Abend Schokolade zu versetzen? Das hat seinen Ursprung in der heiligen Schrift, denn die sagt, daß man heilige Orte nur mit bloßen Füßen betreten solle. So zog sich Moses einst Schuhe aus, und auch Joseph betrat den Stall, in dem der Heiland geboren wurde, nur mit bloßen Füßen. Nach anderer Meinung hängt das Schokoladen damit zusammen, daß mit der Geburt Christi ein neues Leben, ein neues Bild in jedes Haus kam, und darum bedeuten auch heute noch die auf der Schwelle ins Haus gerichteten Schuhe ein altes und neues Jahr.

Die Katastrophe auf Java.

Eine Anzeigenin über den Ausbruch des Kloet. Ueberall wird noch die im Frühling dieses Jahres nach Deutschland gelangte, furchtbare Nachricht in Erinnerung sein, daß durch einen Ausbruch des „Kloet“ auf dem vulkanischen Java viele tausend Menschen um Leben gekommen seien. Nähere Nachrichten aber blieben infolge der noch durch den Krieg erschütterten Verkehrsverhältnisse aus. Jetzt erst ließ ein Brief einer Dänin ein, die das unermessliche Unglück aus nächster Nähe miterlebte, und deren Schilderung deshalb das größte Interesse und tiefes Mitleid erregen werden.

„Der Vulkan Kloet — was „Bejen“ bedeutet — liegt im südöstlichen Teil von Java. Als ich am 20. Mai morgens aufstand, herrschte überall unheimliches Dunkel. Es war wie ein richtiger dunkler Wintermorgen im Norden, etwas hier in die, ein, fast zu sonnenreife Lande ganz Unbekanntes. Ich ging in den Garten, um zu sehen, ob ich die Sonne entdecken könnte, und erblickte auch ein schwaches, grünliches, stark gedämpftes Licht am Himmel. Um acht Uhr kam mein Mann aus der Fabrik und bemerkte nach einer Weile, daß es regne. Aber es war sonderbar: es war kein Regen — wahrhaftig, es war Wasser! Ein Unglück mußte geschehen sein. Die Äsche fiel andauernd und drang überall ein.

Als uns sechs Stunden später durch den Fernsprecher häßliche Mitteilungen erreichten, die die Verbindung mit den verkehrten Drien unterbrochen war, lag innerlich und außerhalb des Hauses überall eine dicke Schicht Äsche. Man hatte eine Winterlandschaft, grau in grau, vor sich. Selbst drüben in Batavia, das im Westen Javas liegt, fiel Äsche. Die Städte um den Vulkan, die von der Zerstörung verschont wurden, waren den ganzen Tag in Dunkel gehüllt. Draußen konnte man sich nicht bewegen. Noch mehrere Tage später trugen alle Ausfuhrer Willen, wenn sie führen, und die Pferde gingen mit verbundenen Augen.

Um zwei Uhr nachts hatte der Ausbruch bereits begonnen, jedoch so lautlos, daß manche der Geretteten erzählten, sie hätten nichts gehört. Zwei Stunden später strömte der hochende Schlamm herab und zerstörte oder schwemmte alles fort, was er auf seinem Wege fand. Er teilte sich in südöstlicher Richtung in drei Ströme, und an manchen Stellen stieß er in einem acht Kilometer breiten Strom. Alles, was auf seinem Wege lag, riß er mit sich fort: Menschen, Tiere, Häuser und Möbel, und in einem graulichen Chaos strömten Menschen, Tiere, große Bäume und Möbel dahin. Hier und dort ragten Arme oder Beine aus der Lavaflut heraus. Das Unglück kam ja so furchtbar plötzlich und gewaltig. Viele retteten sich, indem sie Rufen oder auf die Äsche sprangen, andere sprangen auf Ästen, Fische und Schränte und schwammen mit dem Strom — wosin, wußten sie nicht. Manche wurden gerettet, indem sie sich an vorüberschimmende Bäume anklammerten. Viele sprangen, vor Schrecken sinnlos, von einem geschätzten Gut geradenes in die tobende Masse. So fürzte sich eine europäische Dame mit ihrer ziemlich großen Tochter auf den Armen, direkt in den stehenden Strom. Das Kind glitt ihr aus den Armen und tief; „Mutter, Mutter, rette mich!“ Die Mutter selbst aber brach ein Bein und wurde tödlich verwundet. Mehr als 20 000 Menschen verloren das Leben, und über 30 000 wurden obdachlos.

Die Stadt Blitar, wo so gut wie alle Häuser dem Erdboden gleichgemacht wurden, besteht nicht mehr. Eine sehr große Brücke ist vollständig verschwunden. Die Wege sind ungangbar, da die Lavamassen an manchen Stellen 15 Meter tief lag. Ein Herr aus einer Kaffeeplantage erzählte, daß er sofort in sein Automobil stieg; es wurde ein Wettrennen auf Leben und Tod mit dem Lavastrom hinter sich. Es war ihm, als ob ihm das Blut aus den Adern flöße. Aber er gewann das Rennen.

Hier auf der Inselplantage, wo ich wohne, liegt zwischen unserem Haus und dem großen Ficus Brantus nur der Weg und ein Dösch. Am Abend war der Ficus um einen Meter gesunken, und wir gingen alle unruhig ins Bett. Wir hatten eine besondere Wache an den Ficus gestellt, und wir hatten alle Befehl erhalten, im Falle der Gefahr zur Fabrik zu laufen und auf das große Rad zu klettern, wo das Feuerrohr gebrochen wird. Aber, Gottlob, der Ficus fiel gegen Morgen. Wer weiß, vielleicht niedergebörst von seiner schrecklichen Last, denn zu Hunderten trieben die Äschestöße von Menschen und Tieren hier vorbei. Pferde mit dem Sattelzeug, ausgezerrte Bäume und Möbel, tote Fische usw. ja sogar zwei ungeheure dicke Hyphosklangen!

Unterhaltungsbeilage

№. 159

Donnerstag, den 18. Dezember

1919

Das Heiratsjahr.

Von Fedor von Zobeltitz.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

(1. Fortsetzung.)

„Ich passe schon auf, Herr von Tübingen,“ erklärte Erda; „ich gieße Kräutlein Benedicite immer nur ein Viertel Gläschen ein und Wasser dazu.“

„Das können Sie alleine trinken,“ versetzte Benedicite mit verzogenem Mäulchen. „Sind Sie vielleicht mein Erzieher, Graf von und zu Semper?“

„Ein bißchen mehr Erziehung würde dir gar nichts schaden, liebe Ditt“, entgegnete Tübingen. „Wollen Sie wieder eine Rede halten, Semper, wie neulich eben?“

„Das war zu Ehren von Max. Für heute verziehe ich.“ „Danke schön; das ist mir nicht unlieb.“ Während der Nebenverpflichtung genötigt der Braten. Eleonore, wenn die Gasse misseriert, soll sie einem die Schiffslein nicht immer so dicht auf den Leib halten. Rumpelt's da nicht? — Post einmal auf, der alte Kleinmann ist wieder der Erste! ...“

„So, es rumpelt, und wirklich war der alte Kleinmann der Erste.“ Es war noch ganz hell, aber die Laternen an der ungeheuren Schmittstraße brannten trotzdem. Sie leuchteten wie die Feuerzungen eines Hahnenkammes, das sich die Ällee hinabdrückte. Die Hunde gerieten in Aufregung und schlüpfen in allen Tonarten; außerdem durch erkobte der helle Copran Gesang. Wenn Goh in Grimm geriet, sah er sehr komisch aus. Er stand ganz oben auf der Brandatreppe, und die Härchen seines braunen Fells sträubten sich, und mit den Hinterfüßchen schlug er zumellen auf.

Der Wagen hielt noch nicht, als man schon den schillen Abstand des Amrats hörte: „Allerlei die Ehre — allerlei die Ehre! Sehr geschmeichelt gefühlt und verblüffend überraschend getommene Einladung. Wußte aber nicht, was für Gesellschaft, ob groß, ob klein und wieviel. Leidsröchen angezogen, um nicht in die Dredouille zu geraten — häß!“

Und dann stredte er ein Bein aus dem Wagen und fuhr damit ein paar mal in der Luft herum, bis Klebede dies Bein ergriß und den Fuß vorsichtig auf das Trittbrett setzte. Auf der andern Seite des Wagenfluges stand Stupps, der Klebede half, den Amrat gänzlich zur Erde zu bringen.

Das war ein komisches Männchen; klein, aber dick und mit einer starken Füllstimme; mit drei Paletots übereinander und mit Hülfsberühnen, trotz des sommerlichen Wetters; um den Hals einen Schal, auf dem Kopf einen mächtigen Zylinderhut, der stets und zwar mit Wohlgefühl gegen den Strich gebürstet wurde. Kleinmann tat sich etwas zu gut auf seine Sonderlingsart, auch auf seine kleinen Taktlosigkeit.

Nach erster Begrüßung wandte er sich an den Ausfuhrer zu.

„Griepentier, die Fische!“ schrie er. „Klebede, nehmt mal dem Griepentier die Witte mit den Fischen ab! Habe mich erlaubt, ein paar Fische mitzubringen, gnädigste Frau. Müßten aber noch heut abend gefuttert werden. Was — es gibt so wie so Fische?“ „Schab“ nie, gnädigste Frau — meine Fische sind etwas Apartes. Ohne Gratien, mein alter Tübingen, aber zum Ansehen. Gnädigste Frau, warum und mit welcher Mutter, wenn ich bitten darf, Tübingen, habt Ihr denn noch von Eurem alten Kautaler? Von dem müssen wir ein Gläschen dazu trinken. Kinder, seid vorsichtig mit den Fischen! Seid —“

Aber die zweite Warnung kam zu spät. Stupps schickte plötzlich auf. Die Fischebütte war nur locker mit Seidelnwagen verschlossen, und Stupps hatte mit der rechten Hand unter die Leinwand gefaßt. Das war ihm aber sichtlich bekommen. Er brüllte gemalt und wußte dabei von einem Bein auf das andere. Kläffend umlagerten ihn die Hunde.

„Nun frag' ich den Menschen!“ schimpfte Tübingen. „Wißt du toll geworden, Stupps! So laß doch das Vieß los!“

„Ich kann ja nicht, Herr Baron,“ jammerte Stupps. „Das sind ja gar keine Fische; das sind ja Krebse!“

„Ach was, Krebse! Nummern sind's, Nummerjahn!“ sagte der Amrat. „Warum sagst du denn unter die Beine wand? Bringt einmal Salz her! Man muß dem Nummer Salz auf den Schwanz treuen, dann läßt er los.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

In der Parkstraße zeigte sich bereits der zweite Wagen. Die Kräfte des Amrats fuhr weiter. Kleinmann riß Stupps zurück, und bei dieser Bewegung gab der Nummer so viele so frei. Gleichzeitig riß aber auch die Leinwand der Bütte die Klebkrabbe fielen in den Sand, überschlugen sich hier und angelten trampelnd mit den großen Scheren hin und her. „Ach was, Krebse! Nummern sind's, Nummerjahn!“ sagte der Amrat. „Warum sagst du denn unter die Beine wand? Bringt einmal Salz her! Man muß dem Nummer Salz auf den Schwanz treuen, dann läßt er los.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

In der Parkstraße zeigte sich bereits der zweite Wagen. Die Kräfte des Amrats fuhr weiter. Kleinmann riß Stupps zurück, und bei dieser Bewegung gab der Nummer so viele so frei. Gleichzeitig riß aber auch die Leinwand der Bütte die Klebkrabbe fielen in den Sand, überschlugen sich hier und angelten trampelnd mit den großen Scheren hin und her. „Ach was, Krebse! Nummern sind's, Nummerjahn!“ sagte der Amrat. „Warum sagst du denn unter die Beine wand? Bringt einmal Salz her! Man muß dem Nummer Salz auf den Schwanz treuen, dann läßt er los.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

„Ich werde ihn hypnotisieren,“ meinte Gaarhaus. „Beim Strebschlecht ist das eine Kleinigkeit. Dann läuft er mit nach.“

schlantes Schwarzroch heimgeführt hatte. Es gefiel ihm auch, daß es Kiesel gelangen war, durch die Erträgnisse seiner Feder den verwöhnten Landesherrn seines Vaters in die Höhe zu bringen. Was jedoch dieser junge blonde Mensch nicht alles zusammen! In allen Familienblättern las man Geschichten von ihm; es verging kaum ein Tag, an dem er nicht Ehen stifte, Erzen brach, schändliche Teufelstelen beging und dann und wann auch mordete. Immer auf dem Papier, und das besahete man ihn sogar, und gut, wie man sich erzählt. . . .

Der dritte Wagen brachte Frau von Seefen nach Hohen-Kraab. Sie trug ein lezgrünes Kostüm, weshalb der Amtsrat sie auch „meine gnädige Melusine“ anredete. Dann kam noch der Vordersteife von Sobulen, ein reizender alter Herr, der leider eine mähäntliche, etw. hässliche, hofenstangenlange Gattin besaß, die bei der Begrüßung des alten Niemann in ihr Tischtuch nicht und über die Kiesel des Besten hindurch hinunter sah. Nach und nach wurde es lebhafter. Auch ein paar Offiziere aus Jormow trafen ein: Rittermeister von Köhler, sein Sohn, ein alter diler Schlächtermeister, ein unmittellbarer Bauer entkamme. Oberstleutnant Baron Gries und Leutnant Graf Hochberg-Dräglingen. Ferner der Oberkontrollorleutnant Friedrich Martin und Sohn, einem kleinen Kabineten, der immer hungig ausah — und der Apotheker Palm mit seiner Ehegattin, die Eltern Trude. Beide spielten im Umkreise eine gewisse Rolle; zum nächst, weil Frau Palm als geborene von Trufen mit verschiedenen Familien des heimischen Landabes verbandt war, und dann, weil Palm den Ruf eines bedeutenden Bakteriologen gen. Allerdings auch nur im Umkreise; die Wissenschaft wußte nichts davon. Inzwischen war es fast, daß Palm ein Laboratorium besaß, in dem er viel arbeitete, und daß er zwei Meerfische, ein „Verfuchsbüchse“ hatte, die täglich Meer wurden. Einer gelegentlichen Aeußerung zufolge war er einem neuen Bazillus auf der Spur, über dessen Eigentümlichkeiten er sich jedoch nur in Andeutungen erging. Der Bürgermeister hatte am Stammtische erzählt, jener Meise habe sich gewöhnlich im Flußminimus; frach man Palm darauf hin an, so lächelte er nur schweigend. Er schien immerhin ein bedeutender Mann zu sein.

Die Gesellschaft versammelte sich in dem sogenannten „Saal“, dem großen Wohnzimmer, das zwischen den Zimmern Tübingens und der Baronin lag. Vier Türen geöffnet, und die hell erleuchteten waren. Hier reichte die Bede den Tee, und Stupps marschierte hinterher, um die Kuchen zu präsentieren. Trude hielt sich dicht in seiner Nähe auf, um zu kontrollieren, ob sie mit ihren sympatischen Abnungen recht behielten und ihre Herzen aus mürbem Teig mit sie bestimnt waren. Aber leider kam alles anders; es war nichts mit der Sympathie. Schließlich nahm Trude Stupps den Kuchenteller ab und lächelte dem Jungen zu: „Stupps, geh! mal hinaus und sieh an, ob auch Seltenwasser kalt liegt; ich werde inzwischen weiter präsentieren. . .“ und während Stupps ging, warf sie einen raschen Blick auf den Keller und entdeckte noch glücklich das Kuchenberg mit den sechs Kaminen, jedoch es unmerklich mit Daumen und Zeigefinger so, daß es oben auf lag und nichte dann leicht vor Weinbold.

„Bitte schön, Herr Pastor, ein Stückchen Kuchen gefällig?“ sagte sie.
„Sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein; darf ich fragen, ob Sie selbst —“ und er erhob die rechte Hand und senkte sie dann wieder.
„Selbst gebacken, Herr Pastor; versteht sich. . .“ und dabei gab Trude mit dem Daumen dem Herzen mit den sechs Kaminen noch einen kleinen Rückschlag, so daß es Weinbold in die Finger slog. Er nahm es und nippte es in seine Kehle. Als Trude aber ein paar Minuten später an Benedikte vorbeikam, sällerte sie hier höflich ins Ohr: „Siehst du, Dittie! Meine Sympathie! Herr Weinbold hat das Herzchen mit den sechs Kaminen genommen — mitten heraus! Auf Ehrenwort! . . .“

Aber Benedikte war in viel zu großer Erregung, um sich heute um die stillen Geheimnisse ihrer Freundin zu kümmern. Kurz vor der Gesellschaft hatte sie noch Zeit gefunden, ein paar Seiten in ihr Tagebuch zu schreiben. Diese lauteten:

„. . . Es sieht also fest: Semper laetabit mich. Seine Augen haben es mir gestanden, als die Abend das schwarzweiße Säugchen greifen wollten. Und ach, o Gott, auch ich fähle, daß er mir nicht gleichgültig ist! Woran ich das fähle,

weiß ich nicht; aber mir ist so bange und auch so festig zu Mut, und das wird wohl die Liebe sein. . . Ich bin aufgestanden, um mich im Spiegel zu beschaun; ich habe Tränen in den Augen. Ich meine sogar, daß ich an ihn denke. Das wäre mir bei H. nicht möglich gewesen. H. wird zum Helfer werden, wenn er erfährt, daß ich Semper laetabit über das soll er. Es ist die leichteste Straße, die ihn treffen kann. Wir sind hier nicht in Afrika. Wäre der Abend doch erst vorüber! Ich bin voller Ahnungen, aber ich will mich abschließend nicht das Punktierbuch von der Wand nehmen lassen. Ich bin zu rein und geordnet, um mich vom Uberglauben unterjochen zu lassen. . . .“

Benedikte war nicht die einzig Aufgeregte. Mar, Haarschneid und Frau von Seefen erging es ganz ähnlich. Sie lieberten alle ein wenig. Und auch Tübingen und die Baronin stellten voller Unruhe. Bestere allerdings aus andern Ursachen als die Vorgenannten. Man wollte zu Tisch gehen, und die Hummern waren noch nicht so weit. Dabei quillte der alte Amtsrat beständig im Zimmer umher und erundigte sich nach seinen Nischen und dem Kauenstüber. Mit Weinbold hatte er sofort Freundschaft geschlossen. Weinbolds Nase sog ihn an. Er vermutete hinter ihr Verwandtschaft und Gleichgesinntheit. Geräumige Zeit hindurch blies er neben ihm her.

„Freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr Pastor.“ sagte er. „Erzählen Sie mir nur ruhig das, Herr Pastor.“ Tübingen hat mir schon erzählt, daß die Dotation von der Fürst. Gebiete nämlich auch mit zu Ihren Vimmern; Schnitttage ist in Hohen-Kraab eingepfarrt. Wästen mich mal besuchen, Herr Pastor; ziehen Sie Nauenthal oder Johannisberger vor?“

Weinbold lächelte. „Ich glaube, ich habe bisher weder das eine noch das andere getrunken, Herr Amtsrat,“ entgegnete er. „Doch nicht, weil ich etwa ein abgeleiteter Feind des Weines bin; armen Studenten nicht er zu sein geübt.“

„Ist richtig, Herr Pastor, ist richtig.“ Daran hat ich nicht gedacht. Sie sollen meinen Weinseller kennen lernen. Liebe Rhein und Mosel mit dem Franzosen vor; erhen aus Patriotismus, anwelts aus Gesundheitsrückfichten. Es ist nicht wahr, daß ein seiner Gebiete die Milch der Grotte ist. Jeder Kottwein verdirbt das Blut; unter Moselmeine besüßelt es. Ei ja! Ich möchte sagen: ein guter Wein — denn der geht noch über den Rhein — ist Bocke, ein guter Bordeaux dagegen höchstens Philosophie. Und Bocke ist mir lieber.“

„Jedes zu seiner Zeit, Herr Amtsrat. Nach Schopenhauer ist die Jugend die Zeit der Bocke, das Alter mehr die der Philosophie; die Mosel, die Rosthoch. Der eine beunflut die Anschauung, der andere das Denken. Nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

In der Werkstatt der Gedanken.

Ein Blick in das menschliche Gehirn. — Neue anatomische Aufschlüsse. — Alle Erziehung ist Übung. — Das Gehirn des Genies. — Vorfstellungen und Gedächtnis. — Linde und rechte Hirnhälfte.

Die auf modern anatomischer Grundlage beruhende Hirnforschung, die der lebenden Menschheit so reichen Segen gebracht hat, ist kaum sechzig Jahre alt. Ihr Beginn wird durch die Entdeckung der Rinde, der Begrenzung und vornehmlich der Organisation des Gehirnzentrums gekennzeichnet. Es war nämlich mit dieser Entdeckung der Grund zu der Auffassung gelegt worden, daß der so verschiedene Bau der Hirnrinde an verschiedenen Stellen auch mit verschiedenenartigen Funktionen zusammenhängt. Danach haben nicht allein die fünf Sinne ihre lokalisierten Zentren, die alle einen bestimmten Bau aufweisen, sondern auch die einzelnen höheren geistigen Tätigkeiten, die das Sprechen, das Rechnen, die Betätigung des musikalischen Empfindens haben in der Hirnrinde ihre gesonderten anatomischen Interlogen und Anordnungen.

Besonders hat das Studium der Aphasie, womit man einen mehr oder minder großen Verlust des Sprachvermögens bezeichnet, einen überraschenden Einblick in diese anatomischen Grundlagen des höchsten Lebens gewährt. Wie Professor S. E. Henschen kürzlich in einem ganz neuen Gesichtspunkte vermittelnden Vortrag in der „Schwedischen Verzeihergesellschaft“ ausführte, steht es heute fest, daß es im Gehirn getrennte Zentren und ebenso getrennte Assoziationsbahnen auf denen die Depeschen von den Sinneswerkzeugen

zum Gehirn und umgekehrt befördert werden) für Sprache, Musik und Rechenvermögen gibt. Ja, innerhalb dieser speziellen Zentren gibt es selbst nochmals wieder besondere Häher für besondere Fähigkeiten. So ist es beispielsweise bei mäßiger Aphasie möglich, daß von mehreren Sprachen dem Kranken nur eine schwindet. Ein Italiener, der Französisch gelernt hatte, verlor die Sprache, behielt aber seine Mutterprache. Es kommt vor, daß nur die Subjektive fortfallen, während Objektive, Verben usw. bleiben. Ein musikalischer Patient verlor die Fähigkeit, Klavier zu spielen, während er weiter imstande war, die Violine zu spielen. Ebenso kennt man einige teilweisen Verlust des Rechenvermögens; manche können noch addieren, oder nicht mehr multiplizieren und umgekehrt. Ein einzelnes Element innerhalb eines speziellen Gehirnzentrums kann beschädigt werden, also muß es auch gesondert vorhanden sein.

Besonders wichtig ist nun folgender Schluß, den Professor Henschen aus seinen Beobachtungen zieht, und der geeignet scheint, von anatomisch-materialistischer Seite her einen uralten philosophisch-pädagogischen Streit zu entscheiden: Die Ausbildung der besonderen Gehirnzentren und ihrer Unterabteilungen soll nicht angeboren sein, sondern erst durch die Erziehung allmählich entstehen. Danach ist die — höherem: intellektuelle! — Erziehung nichts anderes als eine Art von Training, bei der ein hoher Grad von Bildungsfähigkeit und Umbildungsmöglichkeit der bei der Geburt noch gleichartigen Hirnzellen vorausgesetzt wird. Wie beim Sportmann durch anhaltende Übung Hirnrinde, Nerven, äußere Muskeln für eine vollkommenere Ausübung einer besonders spezialisierten Tätigkeit ausgebildet werden, und wie dabei sogar nach längerer Übungszeit die Nerven an Zahl wachsen, so werden auch die Hirnzellen bei gewissen Übungen innerhalb bestimmter Gebiete umgebildet. Sie nehmen dann leichter als andere die besonderen Sinnesindrücke auf und die zu ihnen gehörigen Assoziationsbahnen leisten geringeren Widerstand gegen die sensible Reizung. Werden nun aber bestimmte Zentren Generationen hindurch in der Weise trainiert, so wird die Differenzierung und Umbildung des Hirns- und Nervensystems bereits vorber. Wie weit eine solche Trainieren gehen kann, beweisen ja die Beispiele der großen Männer — Gelehrte wie Künstler — auf allen Gebieten, und leicht ersichtlich ist auch, daß die Bildung der Hirnzentren am leichtesten im Kindes- und Jugendalter vor sich geht, wie sich ja auch die Erinnerungen der Kindheit am tiefsten eintragen und am längsten Bestand haben. Aber auch noch über die Zentren hinaus bilden sich höhere Zusammenfassungsorgane, die von den einzelnen besonders ausgebildeten Gehirnzellen spezialisiert ausgebildete Bahnen zu ebenjohigen anderen A. weiten. So bilden die allermeisten Menschen, die eine Spezialarbeit haben, der spezialisierte Industriesarbeiter ebenso wie die Arbeit solche höheren Funktionenkomplexe innerhalb der Gehirnmasse aus. Alle Entwicklung aber sowohl des Einzelnen wie der Menschheit in Technik, Kunst und Wissenschaft beruht auf einem Training der Zellen des Gehirns und ihrer Verknüpfungsbahnen. Nur durch die'se händige — erst unbedeutend, dann bemuhte — Leben wird es möglich, daß z. B. der Mathematiker so spielend mit seinen verwickelten Formeln, der Musiker mit den komplizierten Akkorden arbeitet. Die erst besuchten Funktionen treten allmählich automatisch ein, wobei kaum mehr die höhere, bewußte Geistestätigkeit in Anspruch genommen wird.

Keiner Frage unterliegt es, daß der Inhalt dieser automatischen Funktionen ursprünglich bewußt war und erst später als Erinnerung in das unter der Bewußtseinschwelle ruhende Geistesleben gesunken ist. An welcher Stelle des Gehirns oder ist nun die anatomische Grundlage dieses vorgehen, automatisch auf Anreiz wirkenden geistigen Lebens zu suchen? Man bemerke bei mehreren Fällen von Aphasie, daß bei einer Zerstörung der linken Gehirnhälfte zwar die Fähigkeit, zu sprechen, eintrat, daß dagegen weiterhin alle früher auswendig gelerntes Gedächtnis, Gebete oder Musikstücke automatisch hergeseigt werden konnten. So muß also das Zentrum des allen erinnerungsmäßigen, automatischen, unbewußten Geisteslebens in der rechten Hirnhälfte gelegen sein. Die linke Gehirnhälfte spielt die aktive Rolle, die die Eindrücke der Sinne verarbeitet und dadurch die Vorfstellungen bildet, während die durch die Wiederholung zustande getommene Erfahrung in die rechte Hirnhälfte überwandert, wo sie als das sogenannte „Gedächtnis“ aufbewahrt wird. Durch diese ihre größere Aktivität schält

beim auch die linke Hirnhälfte ihr oft festgelesenes größeres Verwält und Volumen, und ein Beweis für die Richtigkeit der Henschen'schen Theorie ist es, daß sich bei Menschen mit hervorbringer Anteiligkeit und Rednergabe ein Lebersteigen der linken Hirnhälfte findet.

Weihnachtsbräuche und ihr christlicher Ursprung.

Von M. Trott.

(Nachdruck verboten.)
Es gibt kein Fest, das so viele Wunder wirken soll, wie jene Zeit, da einst das große Wunder der Menschwerdung Christi erfolgte. Die heilige Schrift erzählt uns, daß sie damals die Himmel öffnete, daß Engelstaben sichtbar wurden und daß der Stern von Bethlehem weiterhin leuchtete. Alte Chroniken wissen von wunderbaren Weihnachtsercheinungen zu berichten, von blühenden und leuchtenden Bäumen, die in der heiligen Nacht gesehen wurden. Franz von Assisi, in dessen Glaubwürdigkeit niemand Zweifel setzen wird, berichtet, daß in der heiligen Nacht der Dornbusch, in den er sich warf, um die Selbsten bei Herrn zu fählen, plötzlich aber und über blühte, die Sonnen lates ihm sein Leid an. Zahlreiche Bischöfe des Mittelalters finden ähnliche Wunder der heiligen Nacht, und so ist es ganz erklärlich, daß sich im Volke der feste Glaube verbreitete, es müßten um die Weihnachtzeit Wunder aller Art geschehen, es müßten Weissagungen ergehen, es müßte Kunde kommen von allem, was die Zukunft bringt. Es veränderten ja auch die Engel in der heiligen Nacht, daß das Welt und die Erleuchtung für alle Welt gekommen sei.

Selbst in streng christlichen Däusern findet man heute zur weihnachtlichen Zeit noch allerlei Bräuche vor, die teils zur Beaufichtigung dienen, die aber auch in dem Glauben Anwendung finden, daß man in der heiligen Nacht Frieden an das Schicksal frei habe. Alle diese Bräuche, von denen die meisten heute nicht wissen, woher sie eigentlich stammen, hängen in ihren Ursprüngen mit der christlichen Lehre zusammen. Ein taufenähnliches Volksleben brachte unsägliche Regungen und Reizungen hervor, die allmählich vom christlichen Glauben zum Überland führten. Da nun gerade Weihnachten den Mittelpunkt des christlichen Lebens bildete, so mußte die heilige Nacht, die im Glauben an dem Volke offenbar, da sich Himmel und Erde berührten, wurde dieses Fest von der wachsenden Phantasie des Volksglaubens am höchsten umrankt. Dieser Übergläubens besteht bis zum heutigen Tage vielfach in naiven und tommischen Auffassungen, welche die idealen christlichen Lebens- und Hehrgeburten in sinnlicher Objektivität auf ungesellige Begriffe übertragen.

In Tiro, am Rhein und in Schwaben glaubt man heute noch, daß sich in der heiligen Nacht, zur mitternächtlichen Stunde, überall das Wasser in Wein verandere. Der heilige Epiphanius berichtet, daß in der Nacht der Geburt Christi diese Wandlung des Wassers in Wein vor sich gegangen sei und daß sich das gleiche Wunder dreißig Jahre später bei der Hochzeit zu Kana wiederholt habe. Nach seinen Ausführungen ist der 11. Döbl, der Tag, an dem die Geburt des Heilandes erfolgte, nicht der 25. Dezember, wie das später durch zahlreiche Gelehrte bewiesen wurde, sondern erst der 6. Januar, der Tag, an dem auch die Hochzeit zu Kana stattfand. Allmählich hat sich im Volke dieser 6. Januar vermischt, und man ist dahin gekommen, den Tag der Hochzeit von Kana auf den 25. Dezember zu verlegen. Kein Wunder, daß jetzt der Ausdruck der Aphael, daß sich die Wandlung des Wassers in Wein alljährlich erneuert, auf ganz unschuldige Weise ausgelegt wurde; man rechnete mit wirklichem Wasser und wirklichem Wein und verpaß ganz, daß hier nur die geistliche Kraft gemeint war, die, wenn sie sich einmal offenbart, in sich selbst objektiviert und immer wieder hervorruft.

Die Schär behaupteten, daß in der Weihnacht in allen Schären ein junges Lamme gefunden wurde. Man sieht hier deutlich den zum Übergläubens-verengerten Zusammenhang mit dem „Lamm Gottes“, das in der heiligen Nacht auf die Welt kam. Mit dem Brot, das man am heiligen Abend haben soll, das die Kraft hat, allen, die davon essen, Gesundheit während des ganzen Jahres zu verleihen, verhält es sich ähnlich. Es wird in der christlichen Lehre so oft von dem „Brot des Lebens“ gesprochen, das durch die Geburt des Heilandes die Menschheit füttern sollte. Auch der Brauch, am heiligen Abend Erben zu essen, rührt von einem Ausdruck des Braubeten Gesele her,

